



## Die Kinder der Rückkehr

ERNST BERGER/RUTH WODAK

**D**er nachfolgende Beitrag hat Kinder jener Eltern zum Inhalt, welche die Zeit des Nationalsozialismus als KommunistInnen bzw. revolutionäre SozialistInnen im Exil, auf der Flucht, im Widerstand, im Untergrund, in den Armeen der Alliierten kämpfend, in den Gefängnis oder im Konzentrationslager interniert überlebten. Diese Gruppe von nun ca. 60- bis 75-Jährigen trifft sich seit 2001 regelmäßig jedes zweite Jahr bzw. seit 2016 jährlich. Sie bilden kein Netzwerk, das sich etwa genaue Ziele und Funktionen vorgegeben hätte. Es geht vielmehr darum, sich auszutauschen und einander weiter als FreundInnen bzw. Bekannte zu begleiten. Diese Gruppe verbinden recht ähnliche Erfahrungen, oft von frühester Kindheit an, im Nachkriegsösterreich, wo die rückkehrenden Eltern – allesamt Opfer des Nationalsozialismus – vielfach nicht willkommen waren. Im Herbst 2011 überlegten wir – die beiden AutorInnen dieses Beitrags –, wie wir eine Gruppe, die sich selbst als „Kinderjause“ bezeichnet, und deren Lebensgeschichten bzw. die erinnerten Geschichten ihrer Eltern systematisch erfassen könnten. Dieser Beitrag beruht auf unserem im März 2018 erschienenen Buch „Kinder der Rückkehr“ (Wiesbaden: Springer 2018). Er gibt einleitend einen Überblick, auf den einige Einzelthemen mit Interviewpassagen (kursiv gesetzt) folgen.

### Forschungsfragen

Am Anfang des Projekts standen Fragen, auf die wir nur spekulative Antworten hatten: Wie hatten die Eltern ihren Kindern ihre Erlebnisse und Entscheidungen vermittelt? Was hatten sie überhaupt über die Jahre des NS-Terrors und des Widerstands erzählt? Wie hatten sie den Kindern ihre Rückkehr erklärt? Welche Ziele verfolgten die Eltern, welche Visionen und Werte hatten sie; und haben sie diese weitervermittelt, explizit oder implizit? Wie gingen sie mit dem Schweigen und Leugnen von Kriegsverbrechen im offiziellen Österreich um?

Und wie erlebten die Kinder die nicht selten dogmatischen Einstellungen und Ideologien ihrer Eltern – angesichts des Kalten Kriegs, des Aufdeckens stalinistischer Verbrechen, der Krisen in Osteuropa und der demokratischen Neuerung der österreichischen Republik?

Zunächst waren wir uns der mehrfachen, kontroversiellen und ambigen Bedeutungen der Konzepte „Marginalisierung“ und „Vom Rand in die Mitte“ in unserem Projekt-Arbeitstitel nicht bewusst. Wir dachten, es sei für alle eindeutig, dass Marginalisierung in unserem Verständnis keineswegs negativ gemeint war, sondern lediglich als Beschreibung einer Tatsache – nämlich, dass (jüdisch-) kommunistische RückkehrerInnen aus Exil, Widerstand, KZ und Haft in Österreich nach 1945 nicht unbedingt willkommen waren und demnach an den Rand der Gesellschaft gedrängt wurden. Sie sollten möglichst unsichtbar bleiben, ihr politisches und soziales Engagement sollte verhindert werden.

In unserem Buch kommen vier Generationen zu Wort: in wenigen Fällen die Großeltern der Kinder der Rückkehr, nämlich wenn es gelang, Originaldokumente über sie zu finden. Von der Eltern- generation besitzen wir in manchen Fällen Briefe und andere Quellen; manche hatten Interviews als ZeitzeugInnen gegeben, die wir mit den erzählten Erinnerungen ihrer Kinder in Beziehung setzten. Die im Mittelpunkt stehende Gruppe – die Kinder der Rückkehr – konnten wir selbst interviewen. Die vierte Generation, deren Kinder, zogen wir auch ins Gespräch, denn oftmals erfuhren die Enkel mehr von den RückkehrerInnen als die eigenen Kinder. Insofern ist es uns gelungen, ein recht vollständiges Bild einer bisher in der Öffentlichkeit wie auch in der Forschung vernachlässigten Gruppe innerhalb der österreichischen Gesellschaft zu rekonstruieren: Informationen über und Erinnerungen an aufrechte WiderstandskämpferInnen gegen den Faschismus und Nationalsozialismus, also jene Menschen, die den rassisti-

schen Rattenfängern nicht auf den Leim gegangen waren. Das nicht nur, weil sie teilweise in den Augen des nationalsozialistischen Regimes und dessen Ideologie ohnehin zur Gruppe der Ausgeschlossenen, also der Jüdinnen und Juden gehörten; sondern aus bewusster politischer Einsicht, aus tiefster Überzeugung.

Die RückkehrerInnen wurden, wie auch aus den Interviews ersichtlich wird, häufig als bedrohlich empfunden, da sie im Laufe der NS-Diktatur, des Kriegs und der Shoah vieles gesehen und erlebt hatten, was manche gerne unter den Teppich gekehrt hätten bzw. haben. Keinesfalls wollte das offizielle Nachkriegs-Österreich an die begangenen Kriegsverbrechen, Deportationen und Arisierungen erinnert werden. Außerdem stellten diese RückkehrerInnen und Überlebenden den bekannten österreichischen Nachkriegsmythos vom „ersten Opfer des Nationalsozialismus“ allein durch ihre Anwesenheit in Frage; denn sie waren ZeugInnen dafür, dass es viele österreichische Täter und Mittäter, Mitwisser und Denunzianten unter den Nazis gegeben hatte, viele auch in führenden Positionen. Außerdem brachten die RückkehrerInnen die alternative Vision einer anderen und besseren Welt mit, einer Welt, die den Nachkriegskonsens, vor allem im damals gerade beginnenden Kalten Krieg – so meinten viele – unterminierte, die Vision einer egalitären, antifaschistischen Gesellschaft, getragen von einem klaren und lauten „Nie wieder“. All dies war der hegemonialen Meinung fremd und wurde als gefährlich empfunden.

### Erzählte Erinnerungen

„Marginalisierung“ bedeutete in manchen Fällen, wie unsere InterviewpartnerInnen erzählten, von einigen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen zu werden, auch von manchen wichtigen Debatten, Öffentlichkeiten und Karriereoptionen. Der Kalte Krieg ab den 1950er Jahren beruhte darauf, dass es wieder eine klar dichotomisierte Welt gab, in der der Westen als gut und der Osten als

böse galt. Deshalb wurden die Eltern der „Kinder der Rückkehr“ ein zweites Mal ausgegrenzt: ab 1934 als AntifaschistInnen und nach 1945 als KommunistInnen. Subjektiv fühlten sich die „Kinder der Rückkehr“ allerdings zumeist nicht marginalisiert, da sie in einer relativ geschlossenen Gruppe aufwuchsen, gefüttert mit all den Utopien und Wünschen ihrer Eltern und umhüllt von einem Schleier des Schweigens. Denn auch die RückkehrerInnen und Überlebenden erzählten meist wenig. Dennoch übertrugen sich Ängste, Wut und Traumata natürlich in den Familien unbewusst und prägten das Leben der Nachkriegsgenerationen in vielerlei Weise. In unserem Fall das Leben unserer InterviewpartnerInnen und ihrer Kinder, der dritten Generation.

Unsere Interviews zeigen, dass viele KinderjausnerInnen überraschend wenig Konkretes über die Kriegs-, Exil- und Gefangenschafts-Erfahrungen der Eltern wussten. In der dritten Generation hingegen gibt es, wie unsere Fallstudien über drei bzw. vier Generationen hinweg beweisen, einige, die dieses Wissen aktiv vertieft haben – teilweise noch im Gespräch mit den Großeltern, die den Enkelkindern oftmals mehr Details erzählten als den Kindern. Erstaunlicherweise hatten viele aus der zweiten Generation, vor allem Männer, nicht oder nur selten nachgefragt. Die Erzählungen waren, wie unsere Interviewanalysen illustrieren, zumeist nüchtern und berichtartig, mit ganz wenigen Ausnahmen. Eruptiv und unerwartet brachen dann bei manchen KinderjausnerInnen abgespaltene szenische Erinnerungen hervor, meist begleitet von Tränen und Emotionen. Wir ordneten diesen Episoden den Namen „Tränenthemen“ zu und widmeten ihnen ein eigenes Kapitel. Doch weil die Eltern vor allem als KämpferInnen (manchmal auch als HeldInnen) und selten als Opfer erlebt worden waren, fokussierten die Erinnerungen auf den siegreichen Kampf gegen Faschismus und Nationalsozialismus und nur selten auf das erlittene Leid, meist recht nüchtern und rational erzählt. Diese Abwehr gegen Emotionen aller Art, die Distanzierung, die viele KinderjausnerInnen durchgemacht haben, trug – so unsere Interpretation – erheblich zur Resilienz der Nachkriegsgeneration bei, gemeinsam mit den Erinnerungen an eine zumeist angenehm erlebte Kindheit – ganz im Gegensatz zu Kindern traumatisierter Holocaust-Überlebender.

Die Frage, warum die Eltern wenig erzählt haben, ist nicht einfach zu beant-

worten; dafür gibt es viele Gründe. Einer davon war sicherlich die Belastungsvermeidung. Die Widerstandsgeneration wollte die Kinder nicht durch Erzählungen über ihre Erlebnisse belasten – so Gundl Herrstadt-Steinmetz. Sicher standen die Überlebenden auch ganz pragmatisch vor der Frage, was denn das „richtige“ Alter sei, um den Kindern von dieser Zeit zu erzählen, insbesondere, wenn es um Details und um eigene emotionale Betroffenheit ging. Auch Scham und Schuldgefühle werden eine Rolle gespielt haben. Und natürlich hat der Blick nach vorne, die Zukunftsorientierung, die Erzählungen über die Vergangenheit übertüncht, ja das Überleben und Weiterleben überhaupt ermöglicht. Dennoch spürten und spüren Kinder und Jugendliche natürlich auch nicht verbalisierte Gefühle, die oft verdrängt wurden, außer bei den erwähnten „Tränenthemen“: Einzelne Erzählungen stehen dabei für die gesamte Erfahrung, öffnen sozusagen ein metonymisches Fenster in die erlittene Trauer, in Angst und Schmerz, aber auch in die Freude, überlebt zu haben.

Warum haben die Kinder wenig gefragt? Einige fast stereotyp wiederkehrende Erzählungen, die sich zu „Familienromanen“ verfestigt haben, konnten und wollten sie schon nicht mehr hören. Diese Narrative zu entschlüsseln hätte erfordert, die Schranken der Emotionsvermeidung zu überwinden, ja diese aufzubrechen und zu hinterfragen. Darauf haben die meisten verzichtet, aus ganz unterschiedlichen Gründen, wie die Interviewten berichten. Erst die Enkel wurden – Jahrzehnte später – zu GesprächspartnerInnen und zu EmpfängerInnen der Botschaften aus der Vergangenheit. Deshalb sind wir in unseren Analysen mit den Phänomenen der „zeitlosen Orte“ und des „Erzählschleiers“ konfrontiert: Die Eltern haben erzählt, wie sie auf ihrer Flucht oder in ihrer Gefangenschaft von einem Ort zum nächsten gelangten – doch jegliches Zeitgefühl schien verloren. Dies lässt sich damit erklären, dass es beispielsweise in der Gefangenschaft (im KZ oder in einem Gefängnis) ums tägliche Überleben ging; andere Zeit-Ort-Konzepte wurden relevant, andere Chronotope, eine quasi homogenisierte Zeit. Im Exil hingegen war die gesamte Hoffnung auf das Kriegsende und die Befreiung vom NS-Regime gerichtet. Nur einige wenige, wichtige Zäsuren wurden weiter erzählt: Wie manche Eltern mit der Information über den Hitler-Stalin-Pakt 1939 – einem für alle KommunistInnen traumatischen Ereignis,

welches das eigene politische Selbstverständnis meist tief erschütterte – umgingen oder umzugehen versuchten; ob und wann man etwas über die in Österreich zurückgebliebenen Verwandten und Freunde erfuhr; oder ab wann und mit welchem Ereignis mit einem Sieg der Alliierten gerechnet werden konnte.

Dem österreichischen Nachkriegsdiskurs entsprechend, treten in den erzählten Erinnerungen auch nur wenige Täter auf. Ganz selten wird beschrieben, wer genau was wem angetan oder wer was verschuldet hatte. Die Täter verschwinden allerdings in diesen Fällen, weil sie nicht mehr wichtig waren, weil die RückkehrerInnen gewonnen hatten – sie hatten ja überlebt! Im hegemonialen öffentlichen Diskurs hingegen verschwanden die Täter nach Kriegsende, weil man die Beteiligung von ÖsterreicherInnen an Kriegsverbrechen und an der Shoah verschweigen wollte. Daher sprachen letztlich alle nach 1945 nur sehr vage von Ereignissen und Aktionen während des NS-Regimes: Man ist *irgendwohin gekommen*, andere sind *umgekommen*, und man ist *zurückgekommen*. Genaueres weiß man nicht, sondern *glaubt* sich zu erinnern oder es einmal gehört zu haben. Ein Schleier breitete sich offenbar über ganz Österreich aus, über Opfer, Mitwisser, Zuschauer und Täter. Dieser wurde erst durch ganz bestimmte Ereignisse im Nachkriegsösterreich schrittweise durchbrochen: vor allem durch die Borodajkewycz-Affäre 1965, durch die Waldheim-Affäre 1986 sowie die Wehrmachtsausstellungen 1995 und 2002. An antifaschistischen Demonstrationen und Aktionen im Zuge all dieser Ereignisse nahmen die Kinder der Rückkehr natürlich teil.

### Politische Prägungen

In unserem Buch haben wir versucht, den sehr unterschiedlichen, oft fragmentierten Lebensweg einiger KinderjausnerInnen nachzuzeichnen und die Frage zu klären, welchen Einfluss die ereignisreichen, häufig tragischen und kampferfüllten Biografien ihrer Eltern darauf hatten. In unseren Analysen stellte sich schnell heraus, dass es kaum einheitliche Muster gab: Jede/r versuchte auf eigene Art, mit den schwierigen Vergangenheiten und den politischen Haltungen und Überzeugungen der Eltern umzugehen, diese zu verarbeiten und autonome Entscheidungen zu treffen – trotz vieler Gemeinsamkeiten der Sozialisation in Kinder- und Jugendgruppen und vor allem der kommunistischen Utopie. Die Eltern spra-

chen auch selten offen über ihre Einstellungen, die meist latent als eine Art „Auftrag für die eigene Lebensführung und den eigenen Wertekanon“ empfunden wurden. Die Textbeispiele aus den Interviews zeigen das breite Spektrum der Persönlichkeitsentwicklung auf, die sich auf unterschiedliche Bausteine stützt – unterschiedliche Widerstandserfahrungen der Eltern in der NS-Zeit, unterschiedliche Lebensbereiche im Nachkriegs-Österreich und unterschiedliche Persönlichkeiten der Eltern.

Auffallend ist jedoch, dass zwar alle KinderjausnerInnen einer insgesamt linken, fortschrittlichen politischen Gesinnung treu blieben, sich jedoch – mit wenigen Ausnahmen – im Erwachsenenleben nicht öffentlich parteipolitisch betätigten. Die Berufswahl weist bei vielen auf mehr oder weniger großes soziales Engagement hin, in therapeutischen, künstlerischen, journalistischen, wissenschaftlichen und erzieherischen Berufen, oft mit großem Erfolg und herausragenden Leistungen.

Der Zeitgeist in den 1960er und 1970er Jahren wirkte einer generellen beruflichen Marginalisierung der KinderjausnerInnen im Erwachsenenleben entgegen. Denn in der damaligen Aufbruchsstimmung und nach den großen Enttäuschungen aufgrund der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 (und auch schon des Ungarn-Aufstands 1956) durch sowjetische Truppen vereinten sich viele unterschiedliche linke, fortschrittliche Bewegungen in der Suche nach neuen Lebensformen und Ideologien wie auch in der Infragestellung der hegemonialen Gesellschaftsorientierung und der elterlichen Vorstellungen. Auch die KinderjausnerInnen mussten sich neu orientieren. Trotz dieser Neuorientierung kam es nur selten zu einer völligen Anpassung an die hegemonialen Werte. Kompromisse wurden zweifellos – wie in jedem Berufsweg – gemacht; aber nur bis zu einem gewissen Grad. Das subjektive Bild von Widerständigkeit findet sich in den meisten Interviews auch heute. Daher ist die häufige Wahl von Nischen und (mehr oder weniger) selbstständigen Berufen nicht überraschend, denn dort ist der Anpassungszwang geringer. Bei manchen KinderjausnerInnen, deren Eltern auch nach 1968 der KPÖ-Linie folgten, gab es – meist wenig nachhaltige – Konflikte mit der politischen Haltung der Eltern. Der Verlust der Kindheitsvisionen und -utopien war sehr schmerzhaft; geblieben ist vielen eine gewisse Nostalgie und Ambivalenz zu



**Kundgebung am 7. Oktober 1962 gegen den Aufmarsch des Kameradschaftsbundes in Berndorf. Der Aufmarsch der Soldatenbündler konnte verhindert werden.**

der noch so klaren und ungebrochenen Politik während ihrer Kindheits- und Jugendjahre, trotz aller rationalen Distanzierungsleistungen.

Manche jüdische Kinder der Rückkehr wandten sich im Zuge der Distanzierung von der elterlichen politischen Positionierung stärker dem Judentum zu; nicht so sehr im religiösen Sinne als viel mehr zur Ergänzung der eigenen Identität. Denn für viele jüdische KommunistInnen spielte das Judentum in den 1930er Jahren und auch während ihrer Flucht, im Exil oder in der Gefangenschaft trotz der expliziten antisemitischen Ideologie und Praxis im Nationalsozialismus in ihrer Selbstdefinition und -wahrnehmung eine eher untergeordnete Rolle. Sie fühlten sich primär als KommunistInnen. Manche Kinder der Rückkehr traten vor allem während und nach der Waldheim-Affäre 1986 der Kultusgemeinde bei und begannen, sich explizit auch als österreichische Juden und Jüdinnen zu definieren. In unseren Interviews erzählen vor allem die InterviewpartnerInnen der dritten Generation über ihre Beschäftigung mit Judentum, jüdischer Geschichte, der Shoah und der Kontaktnahme mit Verwandten, die nach Israel geflüchtet waren. Die jüdische Herkunft im Sinne einer Schicksalsgemeinschaft wird also bewusster Teil der eigenen Identität.

### In die Mitte der Gesellschaft

Die gewaltige Modernisierung Österreichs (oft auf Kosten eines kompromisslosen Antifaschismus) öffnete in der Kreisky-Zeit die Universitäten, den öffentlichen Dienst bzw. andere Organisationen und Berufe für jene, die sonst aufgrund

ihrer politischen Gesinnung und/oder ihres Geschlechts als Frauen ausgeschlossen geblieben wären. Damit wurde der Weg vom „Rand in die Mitte“ möglich.

Da der Slogan „Mitte der Gesellschaft“ heutzutage auch von rechtspopulistischen und rechtsextremen Parteien und Bewegungen beansprucht wird, klären wir am Ende des Buches, was damit gemeint ist. In der Mitte der Gesellschaft anzukommen bedeutet zunächst, nicht aufgrund willkürlicher Kriterien ausgeschlossen zu sein. Die KinderjausnerInnen sind heute von keinen Berufen ausgeschlossen, sie leben meist in „gutbürgerlichen“ Verhältnissen, die schon von ihren Eltern in der Nachkriegszeit begründet wurden. Trotz ihrer Marginalisierung hatten die meisten dieser Eltern in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre die Möglichkeit der Existenzsicherung und Familiengründung in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen. Viele der Eltern machten – aus soziologischer Perspektive – im Vergleich mit ihrem beruflichen Vorkriegsstatus einen relativen sozialen Aufstieg. Anders als bei den AntifaschistInnen in anderen Ländern, wie etwa in Frankreich oder Italien, blieb ihnen jedoch die gesellschaftliche Anerkennung meist versagt. Finanzielle Existenzprobleme gab und gibt es unter den KinderjausnerInnen nur vereinzelt, (fast) alle sind krankens- und pensionsversichert, manche sind durchaus (sehr) wohlhabend. Neben der KPÖ gibt es in Österreich keine größere linke Partei, die meisten sind SPÖ- oder Grün-WählerInnen und damit durchaus Teil des Establishments geworden. Manche gehören sogar zu den so genannten Eliten (im Journa-



**Demonstration am 31. März 1965 gegen den antisemitischen Universitätsprofessor Taras Borodajkewycz vor der Wiener Karlskirche.**

lismus, in Kunst und Medizin, auch in der Wissenschaft), andere haben den „Weg durch die Institutionen“ beschritten, sei es in der Arbeiterkammer oder in den Gewerkschaften.

Die österreichische „Erfolgsstory“ der Nachkriegsentwicklung umfasst also auch die ehemals marginalisierten KinderjausnerInnen. Aufgrund ihrer linken und fortschrittlichen Gesinnung blieben sie aber von manchen Spitzenpositionen ausgeschlossen – sollten sie diese überhaupt anstreben oder angestrebt haben. Wo immer die auch heute noch stark vertretenen Burschenschaften und der rechtslastige Cartellverband präsent und vernetzt sind, gibt es eine ähnliche „gläserne Decke“, wie sie für Frauen in vielen Berufen besteht. In die allerobersten Etagen gelangen die KinderjausnerInnen kaum.

Die oben geschilderte Berufswahl bedingt aber ohnehin eine geringere Bereitschaft zu Anpassung und Kompromiss, als an der so genannten Pyramidenspitze erforderlich wäre. Diese Entwicklung ist, obwohl jeweils individuell, nicht zufällig. Fast alle KinderjausnerInnen haben ein kritisches Bewusstsein bewahrt, und dieses kann nur in Freiräumen, in Diskussionen und jeweils autonom gedeihen. Es ist sicher kein Zufall, dass sich die Institution „Kinderjause“ zu einer Zeit gebildet hat, als linke Opposition zur schwarz-blauen Koalition im Jahr 2000 gefragt war. Auch heute, nach der globalen Finanzkrise 2008 und der Flüchtlingsbewegung seit 2014, trifft man sich und diskutiert intensiv. Flucht, Gefangenschaft, Widerstand und Exil bleiben als epochale Themen auch im 21. Jahrhundert bestehen. Die Genfer

Konvention, entstanden nach den schrecklichen Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und des Nazi-Regimes, wird von manchen PolitikerInnen heutzutage hinterfragt, als zweitrangig angesehen und manchmal sogar stillschweigend ignoriert. Kein Schleier breitet sich mehr über Österreich aus, sondern eher eine bequeme Geschichtsvergessenheit. Doch Österreich hat die Genfer Konvention 1953 ganz im Sinne eines „Nie wieder“ ratifiziert. In neuerlichen Krisenzeiten rückt man näher zusammen – auch jene, die einander Jahrzehnte nicht gesehen oder gesprochen haben. Es ist ein gemeinsames Verständnis wichtiger Werte vorhanden, auch durchaus die Bereitschaft, sich je nach individuellen Möglichkeiten dafür einzusetzen. Ganz im Sinne der Eltern, jedoch ohne deren dogmatische Sicherheit und Rigidität.

### Die „Kinderjause“

Im Zentrum des Projekts standen 29 Personen der Jahrgänge 1939 bis 1953, die durch eine über Jahrzehnte währende Form der Zusammengehörigkeit miteinander verbunden sind. Diese Zusammengehörigkeit, die individuell unterschiedlich ausgeprägt ist, materialisiert sich in regelmäßig wiederkehrenden Treffen unter der Bezeichnung „Kinderjause“. Die halb standardisierten, etwa 1,5-stündigen Interviews, die mit diesen Personen in den Jahren 2012 bis 2015 durchgeführt wurden, bilden das wichtigste Material des Projekts. Diese Personengruppe ist eng verzahnt mit der Generation ihrer Eltern und ihrer Kinder. Die Kindergeneration (dritte Generation) ist ebenfalls durch Interviews im Projekt präsent.

Zur Mehr-Generationen-Perspektive gehören einige, schon erwähnte Fragestellungen. Vor allem die Frage, ob sich die markanten Spuren, die die Biografien der ersten Generation geprägt haben, fortsetzen und in der nächsten und übernächsten Generation noch zu finden sind, ob Belastungen und Traumata einerseits, Kampfeswille und Widerständigkeit andererseits über eine oder zwei Generationen weitergegeben werden. Während Eltern- und Kindergeneration einen großen Teil ihrer Lebensspanne parallel erleben, ist die Enkelgeneration vom Schicksal der Großeltern schon relativ weit entfernt. Manchmal ist der direkte Kontakt noch prägend, manchmal werden die historischen Inhalte nur über Familienmythen weitergegeben.

Zu den inhaltlichen Spezifika der Elterngruppe (erste Generation) gehören folgende Tatsachen:

- Alle kehrten zwischen 1945 und 1948 nach Österreich zurück. Der Blick auf die Familien, insbesondere auf – ebenfalls geflüchtete – Geschwister zeigt, dass dieser Schritt keineswegs selbstverständlich war und somit als bewusste Entscheidung zu werten ist. Wir sehen in diesem Umstand ein zentrales Charakteristikum, das auch für die nächste Generation bedeutsam wird.

- Ihr Selbstverständnis ist geprägt durch das Bewusstsein, KämpferInnen gegen Faschismus und Nationalsozialismus zu sein und nicht (primär) Opfer dieser historischen Ereignisse.

- Der überwiegende Teil ging in den folgenden Jahrzehnten – manche bereits 1956, andere spätestens nach 1968 – auf Distanz zur Kommunistischen Partei. Einige verbleiben – zumindest formal – Parteimitglieder.

Die Gruppe der 29 InterviewpartnerInnen der zweiten Generation ist nur auf den ersten Blick eine homogene Gruppe. Die scheinbare Homogenität täuscht. Neben zahlreichen Gemeinsamkeiten sind auch Unterschiede zu berücksichtigen, die für eine korrekte Analyse des Forschungsmaterials relevant sind, etwa Unterschiede der Geburtsperioden oder die Zugehörigkeit zum Judentum. Weitere Unterschiede bestehen sowohl hinsichtlich der Familientraditionen als auch der Entwicklungen zwischen der gemeinsamen Kindheit und heute. Während in allen (jüdischen) Familien die jüdische Identität anfangs – wenn überhaupt – nur am Rande eine Rolle spielt, veränderte sich das später bei manchen. Diese „Trennlinie“ – jüdisch oder nicht – ist auch innerhalb der Gruppe wahrnehmbar

und wird in manchen Interviews direkt angesprochen.

Für alle gilt, dass die Geschichte ihrer Eltern im offiziellen Geschichtsunterricht nicht vorgekommen ist. Widerstand und Flucht hatten keinen Platz in der Geschichte des „neuerstandenen Österreich“, einer großen, scheinbar allumfassenden „Opfergemeinschaft“ nach 1945.<sup>1</sup>

### Familienromane und Narrative

Die Erzählungen der Eltern über ihr Leben in der NS-Zeit, über Widerstand, Flucht und Verfolgung sind in der Erinnerung fest verankert. Sie symbolisieren in verdichteter Form, oft in nahezu filmartigen Szenen, bestimmte markante Passagen mit hoher subjektiver Bedeutung. Die Erzählungen vermitteln eine Botschaft über das Selbstverständnis der Eltern, darüber, wie sie sich selbst sehen, wie sie ihre damalige Rolle verstehen und wie sie von ihrer Umgebung und ihren Kindern gesehen werden wollen. Dieser Prozess der Verdichtung ist kein bewusster Vorgang. Er folgt den erinnerten Ereignissen, indem er einzelne Elemente auswählt, in den Vordergrund stellt und betont. Im Laufe der Jahre entstehen auf diese Weise „Stories“, die – meist vielfach wiederholt – ein relativ konsistentes Bild schaffen. Die meisten InterviewpartnerInnen berichten über derartige Erzählungen ihrer Eltern. Häufig haben sie das Gefühl, dass sie auf diese Weise nur einen Ausschnitt der Geschichte ihrer Eltern erfahren haben und diese eigentlich nicht kennen. In unserem Projekt taucht dieser Umstand als „Erzählschleier“ auf.

Diese „Stories“ sind aber jene Elemente, die im Bewusstsein der zweiten Generation das Bild der Eltern prägen und auf diese Weise in der eigenen Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung wirksam wurden. Es sind – fast durchgängig – Elemente der Identifikation, die anhaltend positiv besetzt sind. Nur einige davon werden in der Adoleszenz im Rahmen der Identitätsarbeit bewusst verlassen. Der „Familienroman“<sup>2</sup> ist vermutlich in noch höherem Maße Träger von Botschaften und Aufträgen als die bewusst wahrgenommenen Botschaften. Ein wesentlicher Teil des Familienromans, der tradierten „Stories“, ist das Thema „Kämpfer versus Opfer“. Die Frage, ob die Eltern, die nach 1945 Inhaber des amtlichen „Opferausweises“ waren, sich als Opfer erlebten, ob die Tatsache der Verfolgung durch das NS-Regime dominant war oder ihre Rolle als KämpferInnen gegen dieses Regime. Die

Stories sind vielfältig, weshalb sie auch in ihrer Vielfalt wiedergegeben werden.

*Frage: Und eine typische Erzählung von deinem Vater? Antwort: Also über das KZ Dachau hat er praktisch erst angefangen zu sprechen, wie er selbst als Zeitzeuge in Schulen gegangen ist. Da hat er uns dadurch dann auch erzählt, was die für Fragen gestellt haben. Und dann haben wir auch Fragen gestellt. Aber selber hat er das praktisch uns, wie wir Kinder waren, nie erwähnt. Das, was er eher erzählt hat, war der spanische Bürgerkrieg. ... das war ihm auch, glaube ich, wichtiger. (Interview 8)*

*Eine Geschichte mit der Gestapo in Berlin, wo sie da in ein Haus flüchtet [...] und in den zweiten Stock hinaufgelaufen [ist] und hat bei irgendeiner Tür geklingelt. Da hat ihr eine Frau aufgemacht und sie hat gesagt, sie muss dringend aufs Klo. Die Frau hat sie ganz ironisch angeschaut – die hat verstanden, dass sie da geflüchtet ist vor einer Razzia und hat sie dann in ihr Zimmer geholt [...]. Solche Geschichten sind für mich ganz tief eingeschrieben. Sie haben nicht die – wie soll ich sagen – die Erzählung der Leidensgeschichte, sondern sie haben die Erzählung der Rettungsgeschichte. Sie gehen gut aus. Es ist wichtig, dass es eine große Gefahr gibt und dass man ihr irgendwie entrinnt. (I 28)*

*Meine Mutter ist mit der Fahne der Internationalen Brigaden, irgendwie eingnäht in einen Mantel oder Kittel, aus dem Lager geflüchtet, um die Fahne rauszubringen und an irgendeiner Stelle abzugeben und ist wieder hinein, ist wieder zurückgekommen, um niemanden zu gefährden, um keine Wege offenkundig zu machen, und solche Geschichten. Nur um zu illustrieren, dass da in keiner Weise eine Opferrolle war, sondern im Gegenteil. (I 7)*

*Das war bei uns zu Hause auch ganz wichtig. Mein Vater war kein Opfer, er hat gekämpft. Meine Mutter war eher Opfer. Aber dieses „Wir haben gekämpft!“, wir haben uns nicht einfach abschleppen lassen. Das ist eine ganz starke Prägung. (I 5)*

*Weder Opfer noch Held, das möchte ich auch hervorheben. Er [der Vater] hat auch immer hervorgehoben, dafür war ich auch immer dankbar: „Glaub nicht an die Helden, die Helden gibt es nicht.“ Gerade, was er auch selbst im KZ erlebt hat und so... (I 17)*

### Traumata und deren Weitergabe

Der Versuch, die Belastungen anhand der Interviews zu identifizieren und zu

beurteilen, bedarf vorweg einer Differenzierung: Gibt es in den Erzählungen Hinweise auf Traumata der Eltern? Wie wird die Relevanz derartiger Belastungen für die eigene Entwicklung eingeschätzt? Welche schützenden und stützenden Faktoren werden genannt?

Der Begriff „Trauma“ wird dabei recht unterschiedlich (teilweise abweichend von der Fachterminologie) verstanden. Dies fällt insbesondere dort auf, wo schwerste Belastungen (Gestapo-Haft, Folter, Schussverletzungen usw.) berichtet werden, die Frage nach einer Traumatisierung aber verneint wird. Um die Breite des Spektrums deutlich zu machen, zitieren wir einige Interviewpassagen:

*Meine Mutter ist fast zu Tode gefoltert worden. [...] ist fast zu Tode geprügelt worden und gefoltert [...] Frage: Glauben Sie, dass sich Ihre Eltern als traumatisiert gesehen haben? Antwort: Puh, das ist schwer zu sagen. (I 16)*

*Und bei so einer Aktion ist sie erwischt worden, man hat ihr nachgeschossen, sie ist angeschossen worden und hat dann durch Glück überlebt [...] Aber ich glaube, meine Eltern haben es nicht besonders schlimm gehabt. (I 13)*

In mehreren anderen Interviews werden die Belastungen sehr klar beschrieben und als traumatisierend benannt:

*Sie hat es immer irgendwo brennen gesehen. Alles, was brennt und raucht, von den Krematoriumsöfen, das konnte sie nicht [...] Sie wusste auch, dass Hunde für sie ein Problem sind, insbesondere Schäferhunde, die ja fürs Jagen und diverse Folterungen und alles Mögliche in den Lagern eingesetzt wurden [...] Sie wusste sicher in irgendeiner Form von ihrer Traumatisierung, aber sie würde das nie irgendwo angesprochen haben. (I 7)*

*Ja, der [Vater] war immer traumatisiert. Der hat das gehabt ... durchs Lager, durch die Wehrmachtszeit ... hauptsächlich durchs KZ. (I 26)*

In anderen Interviews wird die Frage nach der Traumatisierung der Eltern hingegen dezidiert verneint:

*Traumatisiert waren die, die im KZ waren, aber nicht die, die im Widerstand waren ... In der Rückschau ist es so, dass ich auch nicht sagen würde, dass meine Eltern traumatisiert waren. (I 12)*

*Aber ich glaube, meine Eltern haben es nicht besonders schlimm gehabt. Es ist schon ganz etwas anderes, ob man in Auschwitz sitzt oder in einer kleinen Truppe irgendwo in Belgien oder in Frankreich in der Illegalität ist. (I 13)*

Auch in diesem Kontext dominiert die Heterogenität.

## Kommunismus und Judentum

'68, nach dem Einmarsch in der Tschechoslowakei, haben (so wie die Eltern von den meisten), glaube ich, die meisten in der Kinderjause mit der Partei gebrochen. (I 19)

Es gab aber auch Spannungen innerhalb mancher Familien:

Das war '68, da war das erste wirkliche politische Zerwürfnis, vor allen Dingen mit meiner Mutter. Mein Vater war ruhig, da weiß ich nicht, was er sich gedacht hat. Gekränkt wahrscheinlich. (I 8)

Der Prozess der Neubewertung von Identifikationselementen, der Distanzierung von der KPÖ, der Identitätsarbeit im wahrsten Sinn dieses Wortes nimmt seinen Ausgang oft von der späten Reflexion über die Strategien der Austragung politischer Konflikte in der KPÖ:

Also im Nachhinein, so wie mir diese Fälle bewusst wurden und ich mich damit beschäftigt hab, ist mir klar geworden, wie unverantwortlich die KP ihren Leuten gegenüber war, wenn sie anderer Meinung sind oder waren in der Diskussion, wie dann über sie gerichtet wurde. [...] und es sind viele solcher Geschichten passiert, auch damals in der Illegalität, wo man Entscheidungen getroffen hat, die einfach unmenschlich waren. Einfach Menschen geopfert worden sind [...] naja im Widerstand selbst, Menschen geopfert worden sind, wo sie reingeschickt worden sind, wo man gesagt hat, ein Wahnsinn – und umgekommen sind aufgrund dessen! [...] Ja, '72 bin ich ausgeschlossen worden. Und du musst dir vorstellen, wie das war, bezogen auf die Kommunistische Partei in Österreich. Mein Vater hat von der Partei einen Rentenzuschuss bekommen, weil er Parteiangestellter war [...] Und da wurde gedroht, und das haben sie auch gemacht: Meinen Eltern haben sie die Parteipension gestrichen. (I 25)

20 unserer 29 InterviewpartnerInnen stammen aus jüdischen Familien; bei weiteren drei ist diese Zuordnung nicht eindeutig möglich, da die biologischen Eltern nicht mit den sozialen Eltern identisch sind und in diesem Umfeld jüdische Herkunft nicht eindeutig festgemacht werden kann. In den Interviews finden wir ein breites Spektrum der Positionierung der Familien, das von der Verleugnung dieses Themas über seine Negierung bis zur Präsenz im Familienalltag reicht. In den allermeisten Erzählungen wird allerdings betont, dass nicht nur jede religiöse Manifestation, sondern auch jede Identifikation mit kulturellen oder ethnischen Elementen strikt abgelehnt



Demonstration gegen den Vietnam-Krieg am 25. März 1966 am Luegerplatz in Wien.

wurde. Dieser Schritt der Abwendung vom Judentum war von der ersten Generation bereits in ihrer Jugend (und teilweise schon in der Generation davor mit der Zuwendung zur Arbeiterbewegung und zugunsten einer areligiösen Position) vollzogen worden und wurde – ungeachtet der Erlebnisse der Shoah – nicht rückgängig gemacht. Die zweite Generation ist in und mit dieser Tradition aufgewachsen, hat sie in der Kindheit übernommen und (meist) auch in der Identitätsarbeit der Adoleszenz nicht infrage gestellt. Für manche war der öffentliche Diskurs über die Rolle Österreichs als Land der Täter (Waldheim-Affäre) Anlass für eine Neupositionierung, die zur Integration eines bisher randständigen Bereichs in den Kernbereich der eigenen Persönlichkeit geführt hat. Die oft seit zwei Generationen verlassenen Traditionen jüdischen Lebens werden als konkrete Handlungen (z. B. das Feiern von Festen) in den eigenen Alltag integriert. Wir bezeichnen das als „Identitätsergänzung“. Das Thema des Judentums war weder in der KPÖ noch in den Jugendorganisationen bedeutungslos und ist es auch heute in der Kinderjause-Gruppe nicht.

Damals waren in der FÖJ sowohl eine Reihe von Mittelschülern und [...] natürlich auch viele andere Jugendliche, die Arbeiterjugendlichen. Und da hat es schon [Probleme gegeben], die einen haben sich irgendwie ein bisschen verfolgt gefühlt, haben dauernd geglaubt, dass die anderen antisemitisch und anti-intellektuell sind, und die anderen haben geglaubt, die sind überheblich und stehen über uns Arbeiterkindern usw. Also das hat schon eine Rolle gespielt. [...] Und

die Partei hat [...] ihm [dem Vater] nicht ganz getraut, weil er doch jüdischer Herkunft war, [...] es hat einen gewissen Antisemitismus [gegeben] bzw. [hat er] ausgestrahlt aus der Sowjetunion und vom Stalinismus – und auch eine Portion Anti-intellektualismus usw. (I 16)

### Und heute?

Welche Konturen hat das heutige Selbstbild, das in den Interviews vermittelt wird? Für viele ist das gesellschafts-politische Engagement auch heute ein wesentliches Element des Selbstverständnisses, andere stehen eher am Rande, weil sie keine Anknüpfungspunkte an aktuelle Bewegungen und Initiativen finden. Auch hier ist das Spektrum breit und streut um ein gemeinsames Grundelement von Widerständigkeit. Das unmittelbare Engagement, die aktive Beteiligung an Protest und Aufbegehren, hat nachgelassen, was bei einer Personengruppe im Alter zwischen 63 und 75 Jahren auch wenig erstaunlich ist. Wachheit gegenüber Gesellschaft und Politik und auch Teilnahme an diesen Prozessen sind aber nach wie vor bedeutsam. Die Ablehnung von allem, was rechts ist, kann als Teil des elterlichen Erbes verstanden werden, verankert in der Persönlichkeit. Die Ablehnung von Dogmatismus und autoritären Strukturen gehört zur Erbschaft der eigenen Geschichte.

### Anmerkungen:

1/ Rudolf De Cillia/Ruth Wodak (Hg.): Gedenken im „Gedankenjahr“. Innsbruck 2009.

2/ Lucien Sève: Historische Individualitätsformen und Persönlichkeit, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, Bd. 10. Frankfurt/M. 1986, S. 17–41.